

Die Rhetorik der starken Ostfrau II

CHRISTINE FARHAN
Södertörns högskola

Texte, die kollektives Gedächtnis repräsentieren, Erinnerungstexte,¹ sind keine Dokumente, sondern das Ergebnis eines Erinnerungsprozesses, der an verschiedenen Punkten fiktional gebrochen wird. Meine Untersuchung analysiert diesen Prozess in Publikationen, die, basierend auf Interviews, Lebensgeschichten von Ostfrauen, Frauen, die in der DDR geboren und aufgewachsen sind, erzählen. Nachdem ich im ersten Artikel zur Rhetorik der starken Ostfrau (vgl. Farhan 2011) den Blick auf die Aufmachung der Publikationen und ihre diskursive und kontextuelle Verortung gerichtet habe, interessieren mich nun die Repräsentationen des kollektiven Gedächtnisses selbst, d.h. die in Ich-Erzählungen überführten Interviews. Hierbei lege ich eine Perspektive der „erinnerungshistorischen Literaturwissenschaft“ an. Diese richtet ihre Aufmerksamkeit nicht in erster Linie „auf die Ebene der Daten und Fakten vergangener Wirklichkeit [...], sondern [...] die Ebene der menschlichen Aneignung, Deutung und Bearbeitung jener Wirklichkeit“ (Erl 2005:116). Ich frage also danach, wie die erzählenden Instanzen Vergangenes gestalten, Erfahrungen und Erinnerungen selektieren, konfigurieren und semantisieren, um das Bild der starken, selbstbewussten und unabhängigen Ostfrau zu inszenieren.

Wie im ersten Artikel gezeigt, verorten sich die Publikationen im feministischen Ost-West-Diskurs und intendieren, Stereotypisierungen und ‚falschen‘ Bildern entgegenzuwirken. Deshalb werde ich zunächst kurz skizzieren, welcher Art diese sind und welche Eigenschaften den Ostfrauen im Feministinnenstreit zugeschrieben werden.

In der darauf folgenden Textanalyse unterscheide ich zwischen zwei verschiedenen Ebenen von Stärkedemonstration, die ich Was- und Wie-Ebene nennen möchte. Zunächst geht es um die Frage, welche Ereignisse aus dem Leben der Interviewten angeführt werden, um sich zu präsentieren, bzw. wie sie sich positionieren, um einem Opfer- und Leidensbild zu widersprechen. Hierbei beziehe ich mich auf die folgenden Publikationen: Fischer/Lux 1990, Griebner/Kleint 1995, Szepansky 1995, Rellin 2004.

Die zweite Ebene der Untersuchung, die Wie-Ebene, legt den Schwerpunkt auf die narrativen Strukturen, die die Selbstinszenierung untermauern und perspektivieren. Die Texte, die ich einem *close reading* unterziehe, repräsentieren

¹ Ich benutze den Begriff „Erinnerungstexte“, vor allem um mich von dem Begriff „Autobiographie“ abzugrenzen, denn die hier analysierten Texte sind nicht im ‚reinen‘ Sinne, sondern vermittelt autobiographisch, d.h. sie basieren auf Interviews, die von den Autorinnen in Erzählungen überführt wurden.

jeweils eine der beiden Gruppen von Publikationen, die sich im ersten Artikel herauskristallisiert haben, jene, die ausdrücklich starke, erfolgreiche Frauen ausgewählt hat (Griebner/Kleint 1995, Rellin 2004), und jene, die auf Vielfältigkeit bei der Auswahl der Ostfrauen gesetzt hat (Fischer/Lux 1990, Szepansky 1995). Als Kontrast wird drittens ein Text aus *Unsere Haut* (Dölling u.a. 1992) gewählt, da die Perspektive dieser Publikation sich erheblich von den anderen unterscheidet, zum einen durch das Genre *Tagebuch* und zum anderen durch eine homogene Ost-Perspektive.

Ost-Muttis – Stereotypisierungen der Ostfrauen

Nach dem Scheitern der Kommunikation zwischen Ost- und Westfrauen hatten sich alsbald gegenpolige Stereotypen herauskristallisiert – die Ost-Mutti, bzw. die „männerhörige DDR-Mutti“ und die „West-Emanzen“ (Meier 1994:97). Welche Widersprüche sich hinter diesem Gegensatzpaar verbergen, vor allem welche Eigenschaften der „Ost-Mutti“ zugeschrieben werden, soll im Folgenden kurz ausgeführt werden.²

Ostfrauen seien „unselbständig und umständlich“ und würden „nie“ offensiv ihre eigene Meinung vertreten. Es wird ihnen vorgeworfen, dass sie „die gesellschaftliche Unterprivilegierung von Frauen“ leugneten, „bieder und anpassungswillig“ seien. Sie hätten die männliche Norm internalisiert, dachten männlich und würden das Patriarchat nicht in Frage stellen (vgl. Berg-Peer/Lieber 1994:152-165). Beweis dafür seien „die konsequent männliche Selbstbezeichnung der Frauen“, „die anscheinende unhinterfragte Akzeptanz der Mutterrolle“ und „die Selbstverständlichkeit, mit der der Arbeitsplatz der Männer Vorrang hatte“. Misstrauisch wird gefragt, was denn so viele Frauen „vor einem streitbaren Verhältnis zu Männern“ schrecke (vgl. Jansen 1994:79-83). Das Verhältnis zu Männern war ein zentraler Punkt im Streit. Andeutungen, mit Männern zusammenarbeiten zu wollen, waren Anlass zu Irritation und wurden mit Ratschlägen „zur totalen Verweigerung gegenüber patriarchalen Strukturen (Meier 1994:97) beantwortet. Das Verhältnis zu Männern wurde also direkt als Schwäche und freiwillige Unterwerfung gedeutet. Hierzu gehört auch der Vorwurf, dass Ostfrauen die Doppelbelastung, ‚die zweite Schicht‘ nach der Erwerbstätigkeit im Haushalt widerspruchslos hinnahmen und sich damit der ‚Selbstaussbeutung‘ ergaben (Metz-Göckel 1994:66).

Es wird ferner behauptet, dass die Ostfrauenbewegung erstmalig im Zusammenhang mit der Wende feministisches Bewusstsein ausgedrückt habe: „Erstmals schlossen sich Frauen autonom zusammen und formulierten feministische Perspektiven“ (Jansen 1994:79). Damit wird Ostfrauen „ein Defizit“ in feministischen Fragen unterstellt und suggeriert, „ohne Frauenbewegung kann

² Die verschiedenen Facetten dieses Bildes entnehme ich Rohnstock (1994). Sie hatte sich zum Ziel gesetzt, „die Differenzen zu benennen und unerwidert gelten zu lassen, nicht das eigene zum Maßstab des anderen zu erklären“. Deshalb hat sie „wissenschaftliche Aufsätze neben Beiträge von Journalistinnen und Schriftstellerinnen gestellt“ (10). Mit ihrem Projekt wandte sie sich sowohl an Ost- als auch an Westfrauen.

frau nicht wirklich emanzipiert sein” (Rohnstock 1994a:121).

Die Was-Ebene – worüber wird gesprochen?

In diesem Abschnitt wird angestrebt, die verschiedenen Positionen der 61 befragten Ostfrauen, die in den Publikationen zu Wort kommen, thematisch zu quantifizieren. Fünf Themenschwerpunkte kristallisieren sich dabei besonders heraus:³ Erwerbstätigkeit, Kinder, Geschlechtsidentitäten, Beziehungen zwischen Mann und Frau und Ost-West-Widersprüche, wobei die vier ersten vor allem die Rückschau auf die DDR-Zeit thematisieren. Diese fünf Bereiche durchziehen die Texte als starke thematische Stränge und werden von durchaus verschiedenen, um nicht zu sagen, gegensätzlichen Positionen aus angesprochen. Dennoch werden sie dazu eingesetzt, das Bild der starken, selbständigen Ostfrau zu gestalten.

Erwerbstätigkeit

Überwiegend ist die Einstellung zur Erwerbstätigkeit positiv und wird als ein wichtiger Teil des Lebens herausgestellt, vor allem wegen finanzieller Unabhängigkeit, Berufsidentität und sozialen Kontakten. Die Frauen genossen es offenbar, einen eigenen Lohn zu beziehen und entscheidend zur Versorgung der Familie beizutragen. Doch Geld allein ist unzureichend als Grund für die Wertschätzung der Erwerbstätigkeit. Arbeit trug entscheidend zur Sinnbildung des Lebens bei und war eine Quelle für Selbstvertrauen. Den Frauen war das Erfolgserlebnis und die soziale Bestätigung durch die Arbeit wichtig, denn „ein Mensch ohne Arbeit ist verloren“, das sei „schlimmer als Gefängnis“ (Griebner/Kleint 1995:215). Dabei wird dem Arbeitskollektiv und dem sozialen Kontakt mit den KollegInnen eine ähnlich große Bedeutung zugeschrieben wie der Familie. Keiner Erwerbstätigkeit nachzugehen bedeutete nicht nur den Verlust der finanziellen Unabhängigkeit, sondern auch den Verlust wichtiger zwischenmenschlicher Beziehungen: „Wenn ick nur für die Familie Sorge, bin ick irgendwo abgeschnitten, hab ick keene Kollegen, mit denen ick reden kann. [...] Für mich wär det die Hölle“ (Fischer/Lux 1990:113). Eine Existenz als Hausfrau wird deshalb stark abgelehnt und mit Isolierung und Außenseiterstatus assoziiert. Sie wird als soziale Sackgasse empfunden, die das Dasein auf ein eintöniges und stupides Leben reduziert. Die berufliche Identität wird hier als entscheidender Baustein für Selbstwertgefühl und Stärke präsentiert.

Diese Position entspricht gleichzeitig der DDR-Norm, denn es gab nicht nur ein sozial absicherndes Recht auf Arbeit, sondern auch die selbstverständliche Verpflichtung dazu. Nicht zu arbeiten wurde mit dem Stigma der Asozialität versehen. Damit wurde die bewusste Verweigerung der Erwerbstätigkeit auch zu oppositionellem und rebellischem Verhalten gegenüber der Staatsnorm. Einige Frauen bestanden darauf, Hausfrau zu sein und werten diese Entscheidung als Widerstand, „es war meine Art, mich zu verweigern“ (Szepansky 1995:262).

³ Ich begnüge mich hier mit den Ergebnissen und verweise für detaillierte Ausführungen auf Farhan (2012).

Kinder

Das Konzept der arbeitenden Mutter, die erfolgreiche Kombination von Arbeit und Kindern, wird als erfolgreich und positiv dargestellt. Die Ostfrau habe gelernt, „Beruf, Kinder und Haushalt unter einen Hut zu bringen“ (Griebner/Kleint 1995:120). Die öffentliche Kinderbetreuung wird deshalb in der Regel als Vorteil und Selbstverständlichkeit gewertet. Der Kontakt mit anderen Kindern sei gut für die Entwicklung des Kindes und man ist davon überzeugt, dass dem Kind dennoch genügend Liebe und Zuneigung zukommen können, denn trotz Arbeit habe es nicht an mütterlicher Fürsorge und Liebe gefehlt und die kurze Zeit mit den Kindern sei immer zu einem intensiven Kontakt genutzt worden. Trotz Zeitmangels „hatte [ich] viel Liebe und Verständnis für meine Kinder, und sie fühlten wohl, wie ich mich um sie sorgte“ (Szepansky 1995:138). Die Unabhängigkeit von den eigenen Kindern wird betont. Auch ein Säugling könne nicht davon abhalten, der Erwerbstätigkeit nachzugehen, das Kind müsse sich eben an den Lebensstil der Mutter anpassen: „Nee, zum Sklaven meines Kindes mache ich mich garantiert nicht“ (Griebner/Kleint 1995:120). Die Möglichkeiten, Kinder zu bekommen, ohne auf individuelle Bedingungen wie Familienstand oder Alter Rücksicht nehmen zu müssen, wird als positiv hervorgehoben. Man ist darauf bedacht zu betonen, dass die Kinder nicht unter dieser Form des Heranwachsens gelitten hätten, sondern im Gegenteil starke und selbstbewusste Personen geworden seien.

Die gegenteilige Position zeigt sich in einer kritischen Haltung zur öffentlichen Kinderbetreuung. Der geringe Raum für Spontaneität und Freiheit und die große Anzahl von strengen Regeln und Routinen werden bemängelt, was zu sozial und moralisch verkümmerten Personen ohne Selbstbewusstsein geführt hätte: „Diese ganze Ideologie des Sozialismus, die ab dem zweiten Lebensjahr in die Kinder reingedrängt wird, wollte ich nicht“ (Fischer/Lux 1990:165). Kritische Stimmen gegenüber der DDR-Politik zur Erhöhung der Geburtenraten lassen verlauten, dass die Frauen als „Gebärmaschinen“ (ebenda:38) ausgenutzt worden seien. Verschiedene Beispiele werden gegeben, wie man sich mit passiven Widerstandsstrategien der öffentlichen Kinderversorgung verweigert habe. Hier ist es häufig die nächste Verwandte, die eigene Mutter, die die Kinderbetreuung übernimmt, auch Haushaltshilfen werden erwähnt, sowie die ungewöhnliche Strategie sich krankschreiben zu lassen: „Um mehr Zeit für meinen Sohn zu haben, habe ich mich krankschreiben lassen, obwohl ich gar nicht krank war“ (Fischer/Lux 1990:38).

Geschlechtsidentitäten

Auch die Gleichberechtigung der Geschlechter wird unterschiedlich reflektiert. Einige Frauen halten dieses Thema in Bezug auf die DDR für überflüssig. Für sie war die Gleichberechtigung entsprechend der staatlichen Direktive in der DDR verwirklicht. Sie betonen die Bedeutung einer Ost-Identität gegenüber einer Geschlechtsidentität. Die erstere sei ausreichend, um gutes Selbstvertrauen zu

entwickeln: „Für mich waren die Frauen im Osten immer selbständiger als die im Westen [...]“ (Griebner/Kleint 1995:209). Bedarf an feministischen Aktivitäten habe es nicht gegeben, eher drückt man Stolz darauf aus, Ossi zu sein“ (Rellin 2004:254).

Andere Frauen wiederum merken kritisch an, dass jegliche feministische Initiative in der DDR unterdrückt worden sei. Geschlechtsspezifische Fragen seien öffentlich in den 70er Jahren, als im Westen die Frauenbewegungen blühten, nicht diskutiert worden: „Wir haben hier eine abgebrochene Emanzipation“. Man fühlte sich „auf der psychischen Ebene“ „im Stich gelassen“ (Fischer/Lux 1990:138). Gleichberechtigung sei nicht erreicht worden, „das heißt, auf dem Papier steht es, in der Verfassung, aber durch die Umstände konnte es gar nicht realisiert werden“ (ebenda:162). Geschlechtsidentitäten zu diskutieren war offiziell im öffentlichen Raum nicht akzeptiert, sondern wurde eher in die Sphäre der Familie und Partnerschaft verlagert. Kritik wird daran geübt, dass man die Frage der Emanzipation allein auf finanzielle Unabhängigkeit reduzierte. Versuche und Initiativen, Gender-Fragen öffentlich auf die Tagesordnung zu setzen, wurde von staatlichen Instanzen verweigert und als bürgerliches Ansinnen abgelehnt, denn es komme „nur dasselbe raus wie im Westen und damit können wir doch nicht die Überlegenheit des Sozialismus beweisen“ (Fischer/Lux 1990:138). Deutlich wird markiert, dass man sich der Geschlechtsdiskriminierung im Arbeitsbereich bewusst gewesen sei – „Natürlich werde ich als Frau diskriminiert“ (ebenda:187) – und belegt dies mit konkreten Beispielen wie Lohndiskriminierung und hierarchischen Strukturen.

Beziehungen zwischen Frau und Mann

Männern und Partnerschaften in Ehen und Beziehungen wird viel Raum in den Texten bereitet. Wenn die Interviewten über Ostmänner im Allgemeinen sprechen, drücken sie sich hauptsächlich positiv aus: „Auch im Haus nimmt er mir viele Sachen ab“ (Griebner/Kleint 1995:177); „Meine Kraft beziehe ich von daheim, von meinem Mann...“ (ebenda:83); „Der wichtigste Mensch in meinem Leben ist mein Mann“ (ebenda:247). Sie sind davon überzeugt, dass die Überlegenheit der Ostfrauen dazu geführt hatte, dass sich die Männer an der Hausarbeit beteiligten, und haben die Erfahrung gemacht, dass Ostmänner lieber eine gleichgestellte Partnerin haben als eine ‚Nur-Hausfrau‘. Ostmänner seien an arbeitende Frauen gewöhnt gewesen, „haben einen ja als Frau akzeptiert, auch beruflich“ (Griebner/Kleint 1995:21). Andere Frauen fühlen sich mehr von Ost- als Westmännern respektiert und glauben sogar, dass die Verhältnisse in der DDR den Frauen mehr Macht als den Männern ermöglicht hätten: „In diesem Staat haben wir Frauen mehr zu sagen als die Männer“ (Fischer/Lux 1990:118).

Es wird angestrebt, Partnerschaftlichkeit und Gleichberechtigung in der Beziehung herauszustellen. Mehrfach wird erwähnt, dass der Partner sich an der Hausarbeit beteiligte. Ein Mann gehört für viele zum Bild eines glücklichen Lebens, aber nur wenn er ein unterstützender Partner ist. Trennung und Partnerwechsel werden relativ schnell in Erwägung gezogen, wenn der Mann die

Erwartungen nicht erfüllt: „Ich brauch‘ Liebe, die ganz nahe ist. Aber ich gehe auch weg. In meiner Kindheit hab‘ ich gelernt, dass Weggehen zum Leben gehört“ (Griebner/Kleint 1995:234). Man sei eher bereit, ganz auf einen Mann zu verzichten – „Ich muss nicht um jeden Preis einen Mann haben“ (Fischer/Lux 1990:33) – als es mit einem auszuhalten, der nicht um eine gerechte Arbeitsverteilung im Haushalt bemüht sei. Man nahm sich das Recht, hohe Anforderungen an die Partnerschaft zu stellen: „Wir wissen, dass wir wat leisten könne, wir wissen, dass wir genau datselbe Geld nach Hause bringen können wie ‘n Mann. Also haben wir auch verlangt“ (ebenda:117). Über die Unterstützung im Haushalt hinaus wird erwartet, dass der Mann Interesse an der Arbeit der Partnerin zeigt und in der Lage ist, sie sexuell zufrieden zu stellen: „Ich fragte: ‚Interessierst du dich eigentlich auch für meine Arbeit?‘ Selbst im Bett wurde es langweilig“ (ebenda:107).

Ost-West-Widersprüche

Ist die Dialogizität mit Bezug auf den feministischen Ost-West-Diskurs in obigen Einschätzungen und Beurteilungen zu DDR-Verhältnissen bereits indirekt angelegt, so kommt dies auch ganz explizit zum Ausdruck, indem man sich deutlich von Westfrauen und Westverhältnissen abgrenzt, wobei im Gegenzug auch wieder gern zu stereotypen Vorstellungen gegriffen wird. Hervorgehoben wird vor allem eine sympathischere Ostmentalität, die nicht alles nach dem eigenen Vorteil und dem Effektivitätsgrad beurteilt.

Der Westen wird mit Mangel an menschlicher Wärme assoziiert – „Es ist kalt in der BRD“ (Fischer/Lux 1990:121) –, denn in der DDR sei man „nicht geprägt von diesem ganzen Leistungszwang, [...] von diesem Konsumdrang [...]“ (Griebner/Kleint 1995:55). Dem werden starke Familienorientierung und Solidarität als wichtige ostdeutsche Werte entgegengehalten: „Werte, die hier im Osten noch wichtig sind: Sinn für Familie, Solidarität“ (Rellin 2004:262). Die Ostfrau sei fähig, Arbeit, Kinder und Haushalt miteinander zu kombinieren. Ostfrauen seien außerdem mehr an Politik und aktuellen Themen interessiert, während westliche Hausfrauen lediglich kommerzielle Interessen hätten, was verknüpft sei mit finanzieller Abhängigkeit vom Mann. Dem wird der frühe Eintritt der DDR-Frauen in die Erwerbstätigkeit als positiv gegenüber gestellt. Vor allem werden Westfrauen mit Hausfrauen gleichgesetzt, was Anlass für Verachtung ist, da sie „durch ihre Männer abgesichert“ seien (Griebner/Kleint 1995:153). Man kritisiert, dass westliche Hausfrauen sich mit einem monotonen Leben begnügen, das sich an den Bedürfnissen der Männer orientiere.

Die Einstellung zur öffentlichen Kinderversorgung im Westen wird kritisiert, da sie lediglich als Notlösung gedacht sei für Frauen, die sich die eigene Betreuung der Kinder nicht leisten können. Die Frau im Westen habe lediglich zwei Alternativen: Kinder zu bekommen und zu Hause zu bleiben oder gar keine Kinder zu haben. Dem wird das DDR-Konzept der erwerbstätigen Mutter gegenüber gestellt, das Liebe zum Kind und Berufsinteressen miteinander vereinbar mache. Dies sei einhergegangen mit einer anderen Einstellung zu

Kindern überhaupt, sie seien ein normaler Teil des Lebens gewesen, auch für alleinstehende Mütter. Unabhängigkeit wird als Teil der Ost-Identität bezeichnet: „Wir Ost-Frauen sind aufgewachsen mit dem Bewusstsein, wir stehen auf eigenen Füßen [...]“ (Rellin 2004:257).

Ein Großteil der Kritik richtet sich gegen Westmänner. Diese könnten keine starken Frauen akzeptieren. Man schätzte das liberale Liebeskonzept in der DDR mit der Möglichkeit, jederzeit aufbrechen zu können, um eine neue Partnerschaft einzugehen, ohne finanziell an einen Partner gebunden zu sein. Besorgnis wird ausgedrückt wegen der sozialen Unsicherheit und dem Risiko der Arbeitslosigkeit, der Schließung von Kindertagesstätten und den niedrigeren Renten. Betont wird, dass die DDR Arbeitslosigkeit nicht kannte, weshalb der Zwang sich selbst zu verkaufen als demütigend empfunden wird, „[d]u bist nicht gewöhnt, dich anzubiedern, als gelernter DDR-Bürger kann ich das nicht“ (Fischer/Lux 1990:25). Das neue Abtreibungsgesetz wird als entwürdigend kritisiert, denn es degradiere eine Frau zur Bettlerin und zur Kriminellen.

Abschließende Kommentare

Zwei deutliche Strategien haben sich bei den Selbstinszenierungen als starke und selbständige Akteurinnen herauskristallisiert. Die eine orientiert sich an dem Wertesystem der DDR und präsentiert sich normkonform. Sie erscheint wie eine Verteidigung der alten Strukturen, indem Geschlechtsidentität und nationale Identität miteinander verknüpft werden. Hierzu gehört vor allem das Vereinbarkeitskonzept der erwerbstätigen Mutter, was impliziert, dass die Übernahme eines Teils der familiären Reproduktion durch den Staat begrüßt wurde. Hiermit wird auch die Abgrenzung von einer Mutterinstanz lanciert, die sich als unentbehrlich und unersetzlich begreift. Partnerschaften werden als gleichberechtigt oder zumindest mit dem Potential der Gleichberechtigung dargestellt. Damit wird die offizielle DDR-Position eingenommen, die von der Erzielung der Gleichberechtigung der Frau ausging.

Diese DDR-konforme Haltung tritt gleichzeitig in Dialog mit gegenwärtigen Frauendiskursen. So widerspricht sie der konservativen Rabenmutterideologie, die in öffentlicher Kinderbetreuung eine Gefährdung des Wohls des Kindes sieht. Man präsentiert sich selbst als emanzipiert und widerspricht damit den Stereotypisierungen von der untätigen und angepassten ‚Ost-Mutti‘. Im Gegenzug wird das Hausfrauenmodell, das als das vorherrschende im Westen vorausgesetzt wird, als rückschrittlich und frauenfeindlich gebrandmarkt. Kritisiert werden am Westen das Entweder-Oder bei Kindern und Karriere und die finanzielle Abhängigkeit vom Mann. Betont wird, dass auch Berufstätige gute Mütter sein können. Man verwehrt sich weiterhin gegen die Behauptung, die Ostfrauen hätten die Doppelbelastung unhinterfragt akzeptiert. Herausgestellt werden die hohen Erwartungen an die Partnerschaft. Der Behauptung der Unterwerfung unter die Bedürfnisse des Mannes wird das Bild eines aufgewerteten Ostmannes entgegengesetzt, der patriarchalische Verhaltensmuster weitgehend abgelegt habe und sich sogar den Bedürfnissen der Frau unterordnet.

Hier wird eine deutliche Überlegenheit der Frau über den Mann inszeniert, als Antwort auf den Vorwurf, Ostfrauen unterwerfen sich widerstandslos patriarchalischen Verhältnissen.

Die andere Strategie kommt zum Ausdruck, indem man sich stark vom DDR-System abgrenzt und eine kritische Haltung einnimmt. Die staatliche Kinderbetreuung wird demzufolge als Indoktrination, das Recht auf Arbeit als Zwang und die Hausfrauenrolle als Protest präsentiert. Dass auch diese Positionen der Inszenierung von Stärke dienen, kann nur in einem DDR-Kontext verstanden werden, in dem sie als widerständige in Erscheinung treten konnten. Man stimmt bezüglich der Gleichberechtigung nicht mit dem Staat überein und nennt Beispiele für Diskriminierung im öffentlichen Raum und gescheiterte Versuche zu feministischen Initiativen. Frauen präsentieren sich z.B. als bewusste Feministinnen, indem sie ihre Bemühungen schildern, patriarchalische Strukturen in der DDR aufzudecken, und sich von der Position distanzieren, die Gleichberechtigung sei in der DDR erreicht worden. Auch werden Geschlechteridentitäten reflektiert und problematisiert. Die Gleichberechtigungspolitik der DDR wird als unzureichend und heuchlerisch abgelehnt. Diese widerständige Strategie ist durchaus in einem größeren Rahmen zu verstehen. Laut Ergebnissen einer Untersuchung zu Identitätsformierungen der Ostdeutschen in einem vereinigten Deutschland ist die Gegnerschaft zur ehemaligen DDR ein unabdingbarer Bestandteil der Identität eines aktiven Subjekts. Damit schreiben sich Ostdeutsche geschlechtsübergreifend in den individualistischen Diskurs ein und widersprechen somit dem Ost-West-Diskurs, der sie mit dem Makel der Unselbständigkeit versieht (Gerber 2011:216, 219).

Close reading – wie wird erzählt?

Im ersten Artikel dieser Serie (vgl. Farhan 2011) konnte gezeigt werden, dass in den Publikationen unterschiedliche Kriterien für die Auswahl der Ostfrauen galten, teils war die ausdrückliche Intention der Autorinnen herausragende Frauen zu porträtieren, um Erfolgskonzepte von Ostfrauen zu vermitteln (Griebner/Kleint 1995, Rellin 2004), teils sollte ein breites Spektrum an Ostfrauen präsentiert werden, um Vielfältigkeit und Facettenreichtum zu illustrieren (Fischer/Lux 1990, Szepansky 1995).

Im Weiteren werde ich je einen Text aus jeder Gruppe analysieren, um narrative Strukturen aufzudecken, und diese danach befragen, wie sie mit Sinnbildungsprozessen korrelieren. Lassen sich bestimmte Modelle der Selektion und der Konfiguration erkennen und welcherart sind in diesem Zusammenhang Semantisierungen, Überformungen und Verdichtungen in den Texten? Das Erkenntnisinteresse richtet sich auf die schriftliche Aufbereitung des mündlichen Materials, der Interviews. Wie im ersten Artikel (vgl. Farhan 2011) bereits ausgeführt, haben sich die Autorinnen kaum über diesen Schritt geäußert. Ihre Rolle als Mitproduzentinnen sowohl der Interviews als auch der Erinnerungstexte verbleibt im Verborgenen. Vielleicht lassen sich ihre Stimmen dennoch durch eine Nahanalyse hörbar machen.

Ruth Kiesow: Ich könnte auch Bundespräsident werden (Griebner/Kleint 1995: 9-27)

Der Titel ist ein Zitat der Erzählung und markiert bereits deutlich das Motto der Ich-Inszenierung. Er bringt einerseits das starke Selbstbewusstsein der Erzählerin zum Ausdruck, andererseits positioniert er sie durch das trotzige Beibehalten der männlichen Personenbezeichnung im Gegenfeld zu westfeministischen Vorwürfen der Untertänigkeit und Anpasstheit. Der gesamte Text untermauert diese Position.

Ruths Erzählung beginnt mit einer Anekdote. Als sie auf der Straße an einer Baustelle vorbeigeht, wird sie sexistischen Pöbeleien mittels Pfeifen und wortradikalen Kommentaren bezüglich ihres Aussehens ausgesetzt (10). Statt die Reduzierung zum sexuellen Objekt mit Ärger hinzunehmen, dreht sie den Spieß um. Sie tritt aus der Objektrolle heraus und entscheidet sich für eine Handlungsstrategie, die erstaunt und schockiert, denn sie verkehrt das Objekt-Subjekt-Verhältnis ins Gegenteil, indem sie sich auch physisch umdreht. Sie geht auf die Bauarbeiter zu und nimmt damit die Situation selbst in die Hand: „Na, denn woll’n wir mal“, sagt sie herausfordernd und küsst den, der zuvor den Kommentar gefällt hatte: „Die möcht ich küssen“. Damit exponiert sie seine Schwäche und entlarvt den manschauvinistischen Charakter seiner Äußerung und Haltung. Indem sie den Kommentar wörtlich nimmt, lässt sie dessen sexistische Aussage implodieren. Der Mann steht da als Verlierer im Geschlechterkampf, seiner Überlegenheit entkleidet. Ihren Sieg krönt sie mit einer Erniedrigung: „Junge, du sabberst!“, was ihn als lächerlichen Aufschneider und Angeber bloßstellt: Er will küssen und kann es noch nicht einmal. Mit dem abschließenden Kommentar – „Der wird nie wieder jemand von der Seite anquatschen“ – bringt sie zum Ausdruck, dass sie sich der erfolgversprechenden Strategie ihres Handelns gewiss ist. Sie tritt nicht nur aus einer Opferrolle heraus, sondern darüber hinaus macht sie den Mann zum Opfer, indem sie ihn zu einem Kuss zwingt. Dies mag als gerechte Strafe erscheinen, ist aber eigentlich nichts anderes als ein Rollentausch der Geschlechter, wobei die Frau in die Täterrolle schlüpft.

Ähnliche Episoden mit derartigen Rollenumkehrungen tauchen mehrmals im Text auf. Einen Brigadier, der sich Ruth gegenüber „aufspielte“, bringt sie mit dem Kommentar zum Schweigen: „Mein Kopf und deine Beine, und wir sind perfekt“ (14). Sie macht sich also ein männliches Muster der Geschlechtsdiskriminierung zu eigen, das durch den erzielten Verfremdungseffekt eine gewisse Komik generiert. An anderer Stelle wird sie von einem „Verlagstypen“ beleidigt, sieht aber von einer drastischen Reaktion ab, die ihr allerdings bereits auf der Zunge liegt. „Ich hätt’ ihn nehmen können!“ (20), konstatiert sie siegesgewiss ohne den geringsten Zweifel an ihrer Überlegenheit.

Frauen, vor allem Ostfrauen, schildert sie als das überlegene Geschlecht. Sie seien „hervorragend ausgebildet [...] intelligent, ehrgeiziger als Männer, selbstbewusster, und sie können auch besser umgehen mit vielen Sachen“ (21).

Deshalb stellt Ruth „generell nur Frauen über vierzig“ in ihrem Verlag ein, denn das habe sie die Erfahrung mit einem Mann gelehrt, den sie herablassend als „lieben Kerl“ bezeichnet, „aber arbeitsmäßig konnte man das [sic!, CF] vergessen“ – die abschließende Neutralisierung des Mannes spricht für sich selbst.

Ruth präsentiert nicht nur Mut, Offensivität und Handlungskraft, vor allem mit Disposition zu ungewöhnlichem, schockierendem und normabweichendem Verhalten, sie positioniert sich auch deutlich überlegen im Verhältnis zu ihrem männlichen Partner. Lobend erwähnt sie, dass er es gelernt habe, ihre oft als peinlich empfundenen Handlungsweisen zu akzeptieren: Nachdem er einige Male „meckerte [...] er blamiere sich mit mir“ halte er sich nun raus, „denn er hat sich daran gewöhnt“ (10). Bemerkenswert ist die Wortwahl „meckern“, die nicht nur das Verhalten ihres Mannes verächtlich zurückweist, sondern „Meckern“ ist darüber hinaus eine ineffektive Protestform, die ihre Unterlegenheit im Voraus akzeptiert und deshalb oft Frauen zugesprochen wird (vgl. Bourdieu 1996).

Das Schattendasein des eigenen Mannes befestigt sich weiterhin in den Textstellen zu Kindern und Familie. Während sie ein Sonderstudium absolvierte, übernahm der Mann Haushalt und Kinderbetreuung. Der Rollentausch evozierte „Getratsche“, was sie als unter ihrer Würde stehendes Verhalten ablehnt: „Ich hab’ nie hinter’m Rücken von jemand geredet“ (14f). In Abgrenzung zu Klatsch und Tratsch, wiederum weiblich konnotierten Formen hilflosen Widerstands, bekennt sie sich zu männlich konnotierten direkten Kommunikationsformen: „Bei uns zu Hause wurde immer direkt gesagt, was zu sagen war“ (15). Wie ihr Mann auf den Rollentausch und den Klatsch reagierte, bleibt ungewiss und kann daher nur als eine Verlängerung seiner Bedeutungslosigkeit gedeutet werden.

Auch im familiären Zusammenhang bleibt ihr Mann marginalisiert. Gefragt nach dem Sinn ihres arbeitsintensiven Lebens, nennt sie nur ihre Kinder – „das Allerwichtigste“ (22). Sie gibt zwar an, verheiratet zu sein (21), aber ansonsten scheinen die Söhne die väterliche und partnerschaftliche Instanz übernommen zu haben. Es ist ihr Sohn, „mein Jüngster“, der ihr „den Rücken frei[hält]“ (22) und ihr ältester Sohn, der „immer die Hand über seine Geschwister“ gehalten habe. In der Einstellung zu ihren Kindern reproduziert sie Geschlechterstereotypen, indem sie bei einem Unfall den Sohn zur handelnden und die Tochter zur passiven, hilflosen Instanz macht: „Als der Kleine vom Doppelstockbett flog, wusste er sofort, was zu machen ist. Kathrin [die Tochter] ist weinend von einer Ecke in die andere gerannt, und André fuhr mit mir zum Krankenhaus“ (23). Unweigerlich fragt man sich, ob ein Vater/Mann überhaupt existiert oder bereits durch Scheidung entsorgt wurde. Darauf gibt es allerdings keinen Hinweis.

Auch ihre eigene Kindheit schildert Ruth als stark männlich orientiert. Ihre Traumberufe entsprechen dem stereotypen Bild des kleinen Jungen: LKW-Fahrer, Rennfahrer. Bezugnehmend auf ihre Eltern zählt sie auf, was diese ihr an Positivem mit auf den Weg gegeben hätten. Die Fähigkeiten der Mutter (Klavierspielen, Gitarre, Leselust (13)) werden dabei zwar erwähnt, aber die des Vaters werden als die hervorragenden genannt: Motorrad fahren, Angeln, Schießen, Mauern, Schweißen. „Wie ein Junge“ (13) charakterisiert sie ihre

eigene Kindheit nachdrücklich.

Ruth bezeichnet sich als „Ingenieur der Familie“ (22), die als erniedrigend empfundene Bezeichnung ‚Hausfrau‘ deutlich ablehnend. Aber es geht ihr nicht nur um die Bezeichnung. Eine inhaltliche Beschreibung dieser Funktion hebt sie von herkömmlicher Haushaltsarbeit ab, denn hier geht es um handwerkliche Tätigkeiten, die eher dem traditionell männlichen Arbeitsbereich zugeordnet werden wie Tapezieren, Küche Fliesen oder sogar Haus Bauen (22).

Ruth scheint es vor allem darum zu gehen, durch eine Überzahl an Beispielen zu belegen, dass sie als DDR-Frau weit davon entfernt sei, sich Männern unterzuordnen. Sie entwirft geradezu ein Gegenbild zur unterwürfigen „Ost-Mutti“. Im Gegenzug dazu stellt sie den Mann als Schwächling und Nebenfigur dar. Diese Position korrespondiert mit der oben skizzierten Stärke-Strategie, die Ostfrauen als anspruchsvoll in Beziehungen beschreibt, die den Mann wechselten, wenn er ihren Anforderungen nicht entsprach. Darin ist eine Objektivierung des Mannes angelegt, die auf eine Umkehrung von Geschlechtsdiskriminierung hinauslaufen kann. In diesem Fall ist es durchaus berechtigt zu behaupten, dass sich Ruths Emanzipationsbegriff an der männlichen Norm orientiert. Sie richtet ihre Verhaltensmuster der Stärke in mehrerer Hinsicht an verschiedenen hegemonialen Männlichkeitspositionen aus. Der dominierende Strang ihrer Selbstinszenierung als starke Ostfrau kann mit dem Slogan zusammengefasst werden: Sie steht ihren Mann.

Die textlichen Zeichen für Stärke sind so zahlreich, dass von Überfrachtung zum Zweck einer Gegenoffensive gesprochen werden kann („Allerdings hab‘ ich meine Meinung gesagt, und dazu steh‘ ich“ (13); „Ich bin ja auch nicht ohne“ (12)). Der sprachliche Gestus ist durchsetzt von Absolutierungen (nie, ständig, generell, immer), was auf unumstößliche Positionen hindeutet, die keinen Widerstand dulden. Der mündliche Charakter des Textes wird beibehalten, indem umgangssprachliche Ausdrücke, Apostrophierungen und Verkürzungen den Text durchziehen („wie‘n geölter Blitz“ (10); „stinksauer“ (20); „siehste“ (16); ‘ne für eine; sag‘; hab‘; würd‘ usw.).

Nicht angepasst und unbequem. Christine Rabe, 44 Jahre, Ingenieurin, Frauenbeauftragte (Szepansky 1995:254-273)

Eingeleitet wird der Text mit einem zweiseitigen Vorspann der Autorin Szepansky, in dem sie schildert, wie sie sich ihrer Gesprächspartnerin genähert habe. Sie gibt eine kurze Charakteristik der Interviewten, die in dem positiven Kommentar gipfelt, dass „wir“ solcherart Menschen, die sich selbst und anderen gegenüber derart kritisch sind, „bitter nötig“ (255) hätten. Damit wird die beabsichtigte Lesart eingestellt, d.h. die Erwartungshaltung der LeserInnen auf ein Vorbild wird aufgerufen.

Christines Text beginnt mit einer chronologischen Rückschau von Geburt an. Sie schildert die Familienverhältnisse, als „Mutti“, die mit 26 Witwe wurde, 60 Stunden arbeitete, währenddessen „Omi“ den Haushalt besorgte und die Mutter bei den drei Kindern vertrat. Die zweite Heirat der Mutter empfand sie als sehr

positiv, da nun „Mutti [...] wieder für uns da [war]“ (256). Christine formuliert deutlich ihre Vorstellung von der idealen Familienstruktur: „Vater arbeitet, Mutter ist zu Hause und hält die Familie zusammen“ (256). In den 60er Jahren nutzte sie die Frauenförderungsmaßnahme zum Studium in „frauenuntypischen Studienrichtungen“. Sie empfand sich einem Jahrgang zugehörig, „mit dem viel ausprobiert wurde“ (256).

An Christines Erzählung lassen sich deutlich verschiedene Phasen in der Entwicklung der DDR-Familien- und Frauenpolitik herauslesen. In den 50er Jahren, Christine wurde 1949 geboren, war die öffentliche Kinderbetreuung noch nicht ausgebaut, dennoch waren Frauen bereits in großem Ausmaß in den Produktionsprozess integriert worden. Bezüglich der Kinderbetreuung gab es oft keine andere Lösung als auf die altbewährte Methode der familiären Unterstützung zurückzugreifen. In den 60er Jahren wurde dagegen verstärkt daran gearbeitet, traditionelle Geschlechterrollen aufzubrechen, indem der Staat die Kinderbetreuung übernahm und Maßnahmen ergriff, geschlechtsspezifische Berufswahlen zu durchbrechen.

Christine präsentiert sich, nicht zuletzt durch ihr gegenwärtiges Amt als Frauenbeauftragte und das Insistieren auf weiblich movierte Berufsbezeichnungen, als Feministin. Ihr reflektierender Rückblick auf DDR-Verhältnisse fokussiert vor allem geschlechtsdiskriminierendes Verhalten. In ihrem Studium waren Frauen unterrepräsentiert, weshalb sie sich zwar „bevorzugt und umsorgt“, jedoch gleichzeitig einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ausgesetzt fühlte: Sie schrieb die Protokolle, „während die Jungs sich an den Geräten zu schaffen machten“ (257). Später im Beruf war sie über ihre Arbeitsaufgaben – „keine wirklichen Forschungsaufgaben“ – enttäuscht. Sie fühlte sich zwar als Frau, aber „nicht in fachlicher Hinsicht“ (257) geschätzt. Diese Einsicht macht sie im Nachhinein, „aus heutiger Sicht“, die sie jedoch gleichzeitig mit einem vagen „glaube ich“ (257) relativiert. Damals kann sie sich nur an ein diffuses Gefühl des Unbehagens und der Unzufriedenheit erinnern. Der Text ist hierdurch und durch die chronologische Struktur deutlich als Entwicklungsgeschichte abgefasst, wobei der Blick auf das Damals und das Jetzt in einer analytischen Wechselbeziehung zu einander stehen. Immer wieder werden so Einsichten in Vergangenes vermittelt. Die Unterdrückung und Diskriminierung, die sie in der DDR erfahren hatte, werden Christine erst im Rückblick richtig bewusst: „Ich habe eigentlich erst in der Bewertung hinterher gespürt, wie ich doch unter Druck gestanden habe“ (263).

Christine hebt normabweichendes Verhalten in ihrem Lebenslauf hervor, was auch hier mit dem Titel „Nicht angepasst und unbequem“ bereits markiert ist. Sie hat sich erst spät, mit 30, für Kinder entschieden. Dies war eine bewusste Entscheidung, die sich deutlich von der Norm abhob. Darüber hinaus weigerte sie sich, die Kinder in die Krippe zu geben. Auch hier wieder reflektiert sie das eigene, damals eher intuitive Verhalten aus der Gegenwartsposition: „Aus heutiger Sicht wird mir deutlich, wie ich doch damit zu tun hatte, nicht ins Bild der berufstätigen DDR-Mutter zu passen“ (258).

Auch andere Ereignisse lassen sie in Widerspruch zum System geraten, z.B. die Ausreise der Eltern, was zu ihrer Einstufung als „politisch nicht einwandfrei“ führte und sie als „asozial“ stigmatisierte (259). Sie widersetzt sich mit den Mitteln, die ihr möglich sind, und verlässt ihren Arbeitsplatz „aus gesundheitlichen Gründen“, d.h. sie praktiziert passiven Widerstand durch Krankheit (260). Sie wählt Hausfrau zu sein und präsentiert diese Wahl als ihre Art, „mich zu verweigern“. Auch diese Einsicht geschieht im Nachhinein und wird wiederum relativiert durch ein abschwächendes „ich denke“ (261).

Sie präsentiert sich als kritischer Mensch mit starker Bereitschaft für Veränderungen und großem sozialem Engagement für pädagogische Fragen (Kritisches Auftreten in FDJ (260); Tätigkeit im Elternaktiv (262)). Durch ihre kritische Einstellung ist sie häufig zur Außenseiterin geworden und fühlt sich „ganz schön außerhalb, wenn ich das gemacht habe, was andere nicht gemacht haben“ (262).

Demokratie ist für sie ein Lebensstil und Aufforderung zum aktiven Eingreifen in soziale und politische Belange. Was sie bereits während der DDR-Zeit fortwährend praktiziert hat, führt sie auch nach der Wende weiter. Nun engagiert sie sich dafür, dass „wir Ostmenschen es lernen, partnerschaftlich miteinander umzugehen“. Deshalb schließt sie sich gleich der Bewegung „Demokratie Jetzt“ an, was sie allmählich zum Amt der Frauenbeauftragten führt. Auch nach der Wende eckt sie an, ist unbequem und spricht Missstände offen aus. Widerstand erfährt sie nicht zuletzt von Frauen. Sie schwimmt also weiterhin „gegen den Strom“ (265), wobei sie nicht verhehlt, dass das viel Mut koste und nicht immer der bequemste Weg sei. Dabei ist sie durchaus selbstkritisch, indem sie ihr Handeln aus der rückwärtigen Perspektive als „ungeschickt“ bezeichnen kann (266). Die selbstkritische Einstellung durchsetzt den gesamten Text und schließt auch ihre Funktion als Frauenbeauftragte mit ein, indem sie die Frage aufwirft: „Ich habe hier diese Aufgabe, habe ich überhaupt das Recht dazu?“ (272).

Christine sieht sich selbst als Feministin, wobei sie die soziale Dimension des Begriffs hervorhebt, d.h. nicht nur die Solidarität zwischen Ost- und Westfrauen, sondern auch die zwischen Arbeitenden und Arbeitslosen einfordert. Öffentlich präsentiert sie sich als „verheiratete Feministin“ und glaubt so eher bei Ostfrauen Gehör zu bekommen, die „Angst vor der Frauenbewegung haben“ (270). Hierin zeigt sich ein großes Maß an Kompromissbereitschaft gegenüber feministischen Positionen.

Christines Erzählung hat einen augenfällig anderen Tonfall, einen leiseren Erzählduktus als Ruths. Aus deutlicher Distanz erzählt sie ihre Geschichte, durchsetzt von selbstkritischem Reflektieren. Im Gegensatz zu Ruths forschem Draufgängertum bemüht sie sich um Ausgewogenheit. Immer wieder spiegelt und bricht sie Vergangenheit aus ihrer heutigen Sicht. Viele Einsichten scheinen ihr erst während des Erzählens zu kommen, womit das Erinnern an sich zu Gedankenarbeit wird, die zu neuen Einsichten führt.

Das Konzept der Stärke liegt hier vor allem im Widerstand zur DDR kombiniert mit einer bewussten Bereitschaft, in Außenseiterpositionen zu geraten. Stärke

äußert sich im Mut zur eigenen Entscheidung, auch wenn sich daraus negative Konsequenzen ergeben.

Vergleich der narrativen Strukturen

An den oben besprochenen Lebensgeschichten zeigt sich deutlich, wie die Positionen der Stärke erzähltechnisch ganz unterschiedlich gestaltet werden können, obwohl sich beide Texte im selben kontextuellen Rahmen verorten (vgl. Farhan 2011).

Übergreifend könnte man sagen, dass Ruths Text die narratologische Form eines Erinnerungsnetzes oder -puzzels aufweist, in dem Episoden und Anekdoten aus der Menge der Lebenserfahrungen herausgepickt werden, um einem im Vorfeld deutlich definierten Zweck zu dienen, der Konstruktion der erfolgreichen, starken Karrierefrau aus dem Osten. Damit wählt sie ein iteratives Erzählen, d.h. es wird „einmal erzählt, was sich (wenigstens in sehr ähnlicher Form) mehrfach ereignet hat“ (Basseler/Birke 2005:129). Die für den Text selektierten Erinnerungen erzählen alle dieselbe Geschichte von der forschen und mutigen Ruth. Dieses Bild erfährt mit jeder Episode seine Affirmation. Ruth ist in jeder Episode die Heldin. Damit werden erzählende und erzählte Instanz auf derselben Ebene synchronisiert. Erinnerung wird „integratives Moment der Subjektconstitution“ (ebenda:136). Die Diachronie eines Entwicklungsprozesses wie in Christines Text ist nicht angestrebt. Dieser weist eine andere Form auf – er schlägt einen Erinnerungsbogen vom Damals zum Jetzt. Hier handelt es sich eher um den klassischen Fall eines Rückblicks, der bei der Geburt beginnt und sich dann langsam auf das Jetzt zubewegt, dem Punkt von dem aus erzählt wird („komplette Analepse“, vgl. Genette in Basseler/Birke 2005:126). Dieses Vorgehen beinhaltet auch ein ständiges Pendeln zwischen den verschiedenen Perioden des Damals und Bezugnahmen auf die Befindlichkeit der erzählenden Instanz. Der Text erhält damit den Charakter eines Entwicklungsprozesses, der dazu dient, Erklärungen zu liefern, bzw. Erlebtes mit neu erworbenem Blick zu durchdringen und zu analysieren. Hierdurch erhält der Text seinen reflektierenden Charakter, was wiederum voraussetzt, dass das erinnernde Ich einen deutlichen Wissensvorsprung vor dem erinnerten hat. Christine betrachtet und erinnert ihr Leben durch die Brille eines neu erworbenen feministischen Bewusstseins und ordnet dementsprechend bestimmte Erfahrungen als geschlechtsdiskriminierend ein, obwohl deutlich wird, dass diese damals nicht als solche empfunden wurden. Verknüpft werden Erlebnis damals und Analyse heute mit metanarrativen Satzelementen wie „ich denke“, „glaube ich“. Das erzählende Ich wird damit eine kommentierende und wertende Instanz, versehen mit moralischem und psychologischem Vorteil. Der Text dient somit einer „retrospektiven Sinnstiftung“ (Basseler/Birke 2005:134), wobei der Erfahrungshorizont der Erzählerin immer mitschwingt. „Das 'who I have been' der Figur lässt sich nur im Kontrast zu dem 'who I am' definieren“ (ebenda:135). Geht es bei Ruth eher um Bestandsaufnahme und Affirmation eines statischen, fest umrissenen Bildes, wird bei Christine die Erinnerung zu einer „mentalenen Zeitreise“ (ebenda:135).

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die verschiedenen narrativen Konzepte deutlich mit den verschiedenen Buchkonzepten korrespondieren (vgl. Farhan 2011). Griebner/Kleint (1995) haben bereits im Titel *Starke Frauen kommen aus dem Osten* auf die Stärke der interviewten Frauen fokussiert. Die Auswahl bestand dementsprechend aus Ostfrauen, die besonders erfolgreiche Lebensbahnen aufzuweisen hatten. Auch bei Szepansky war das Leitmotiv bereits im Titel angezeigt: *Die stille Emanzipation*. Die Erzählstimme ist somit leiser, vorsichtiger und reflektierender, was bereits der zweiseitige Vorspann zu Christines Erzählung deutlich macht. Christine wird mit einem großen Maß an Bescheidenheit introduziert. Sie hält ihr Leben für wenig spektakulär und interessant und fragt sich „ob sich ein Bericht über mein Leben überhaupt lohnt?“ (Szepansky 1995:255). Sie reagiert auf das Projekt mit Unsicherheit und Demut, im starken Kontrast zu Ruth, bei der bereits im Titel deutlich zum Ausdruck gebracht wird, dass es keinen Mangel an Selbstbewusstsein gibt, denn sie könnte ja auch „Bundespräsident werden“.

Nun endlich wird die vermisste, abwesende Stimme der Interviewerin/Autorin in den Erzählungen sichtbar, was daran erinnert, dass es sich hier nicht um freischwebende, autarke Texte handelt, sondern um „adressenorientierte Kommunikation“ (Neumann 2005:157), die einer situativen Anpassung unterworfen ist. Die Form der Ich-Erzählung täuscht darüber hinweg, dass „autobiographische Erinnerungen narrativ so aufbereitet und kommuniziert [werden], dass sie sich an den unterstellten Wissens- und Wertehorizont des Gesprächspartners anschließen lassen“ (ebenda). Erinnert werden nicht ursprüngliche, authentische Erfahrungen, „sondern die kommunizierte Sichtweise und damit die in die adressatenspezifische Mitteilung eingeflossenen Perspektivierungen“. Der Kontext des Gesprächs wird somit mehr als nur eine „äußerliche Rahmenbedingung“, er wird „inhärentes Merkmal“ der Erinnerung selbst (ebenda). Die narrative Struktur spiegelt die Perspektive der Adressatin, der Interviewerin/Autorin und ist ihren Absichten unterworfen. Hieraus ergeben sich unterschiedliche Konzepte von Stärke, das eine ein erfolgreiches Karrierekonzept, das sich an der hegemonialen männlichen Norm orientiert, das andere das Konzept einer Individuation, die von Selbstreflexion und hohem moralischem Anspruch auf demokratisches Verhalten geprägt ist. Beide Frauen sind Akteurinnen ihres Lebens, was aber ganz unterschiedlich inszeniert wird: „Erinnern kann nicht *wirklich* nachgeahmt werden, sondern es können lediglich verschiedene Erinnerungsprozesse literarisch 'inszeniert' und damit eine Mimesis-Illusion erzeugt werden“ (Basseler/Birke 2005:124). Diese Mimesis-Illusion ist das Ergebnis der Interaktion zwischen Interviewten und Interviewerin/Autorin.

Ich habe nie das Bedürfnis gehabt, ein eigenes Eiscafé zu besitzen (Dölling u.a. 1992, S. 227-252)

Der dritte Text schließt sich eher als Kontrastfolie an die vorherigen an. Der Tagebuchtext weicht ja in vielerlei Hinsicht von den anderen ab. Die Autorinnen

haben alle drei einen DDR-Hintergrund und sind im akademischen Berufsfeld verankert. Die Tagebuchtexte, aus denen diese Publikation besteht, waren auch nicht von vornherein zur Veröffentlichung, sondern als Material für eine wissenschaftliche Studie gedacht.

Das Tagebuchgenre unterscheidet sich stark von den anderen Texten, die auf der Grundlage von Interviews und Gesprächen entstanden sind. Die Fiktionalisierungsstufe vom mündlichen zum schriftlichen Text entfällt hier. Der Schreibprozess erfolgt unmittelbar und unterliegt keiner Aufbereitung durch die Autorin. Das Tagebuch gilt als äußerst privater Text, wodurch seine Kommunikativität reduziert, aber nicht aufgehoben ist, denn er ist ja im Auftrag geschrieben worden, also im Bewusstsein, dass andere ihn lesen werden. Laut Autorinnen sind lediglich mit den Textverfasserinnen abgestimmte Kürzungen vorgenommen worden.

Folgerichtig ist dieser Text nicht im selben Maße von Dialogizität und Adressatenperspektive geprägt. Es geht weder um eine Rückschau noch um den Entwurf eines Frauen(vor)bildes. Es geht auch nicht um ein Konzept der Stärke oder Selbstbehauptung, sondern eher um punktuelle, emotionale Reaktionen auf Veränderung, um die Beschreibung von Befindlichkeiten, d.h. um das schriftliche Dokumentieren von Erfahrung des sich wandelnden, „ungewöhnlich gewordenen gewöhnlichen“ Alltags (Dölling u.a. 1992:6).

Sollte dieser Text, bzw. diese Publikation überhaupt in diese Untersuchung eingehen? Dass dies seine Berechtigung hat, liegt m.E. in der Intention der Autorinnen begründet, „den gegenwärtig so übermächtig wirkenden Klischees und Vorurteilen“ ein Bild der Vielfältigkeit und Differenz von DDR-Frauen entgegenzusetzen. Damit schreiben auch sie sich in den Frauendiskurs der Wende ein, indem sie dem verfälschten und stereotypen Ostfrauenbild der Medien ein anderes, ‚richtigeres‘ entgegenzuhalten beabsichtigen.

Der Text der 49jährigen Gisela T. ist von starken Angstgefühlen, Pessimismus und Wut geprägt. Sie drückt große Trauer über die Auflösung der DDR aus, was häufig zu Tränenausbrüchen führt. Den Tag der Wiedervereinigung, den 3. Oktober, empfindet sie als „Begräbnis“ mit dem Gefühl, „meine Heimat geht mir verloren“ (233). Was sie mit dieser Vorstellung von Heimat eigentlich assoziiert, ist unklar. Auf jeden Fall drückt sich darin keine ideologische Identifizierung mit dem sozialistischen System aus. Honecker ist für sie zwar „kein Verbrecher“, aber auch kein Staatsmann, zu dem sie aufblickt, sondern ein „Tattergreis“, der schon längst in Rente hätte gehen sollen (231).

Gisela beschreibt ihr Heimatgefühl in der DDR als ein diffuses Wohlfühlen. Sie habe zu dem System gestanden, „so ganz unbewusst vielleicht“ (251). An mehreren Stellen wird die starke Trauer durch die Empfindung, überrollt zu werden, erklärt. Als Beispiele nennt sie die Übernahme der Fernsehkanäle durch den Westen (245) und die Änderungen von Straßennamen (238). Mit besonderem Hass wird die neue Nationalhymne kommentiert: „[I]ch verfluche Deutschland, das Deutschlandlied“ (228); „[...] das beschissene Deutschlandlied werde ich nie, nie singen [...]!“ (240). Vor allem das Eindringen der Westfirmen und die

Privatisierung der Wirtschaft überhaupt werden von ihr vehement abgelehnt: „Nein, ich finde es nicht schön, dass Privateigentum vor Staatseigentum kommt“ (230). Die Fremdbestimmung bezieht sich also nicht nur auf den öffentlich-wirtschaftlichen Bereich, sondern wird auch im unmittelbar privaten Bereich, im eigenen Wohnzimmer (Fernseher), empfunden. Sie fühlt sich einer Flut von Einflüssen ausgesetzt, denen sie sich nicht verwehren kann (236, 248).

Immer wieder wird die Verrohung und Kriminalisierung der Gesellschaft konstatiert. Überall sieht sie, wie der Konsum von Alkohol und Drogen zunimmt (228). Das gesellschaftliche Klima scheint ihr von Aggressivität (246) und Chaos (249) geprägt. Diese Entwicklung löst starke Angstgefühle in ihr aus (246), sie fühlt sich und ihre Familie bedroht. Dem setzt sie die Geborgenheit des vertrauten Systems entgegen. Wiederholt bringt sie eine kollektive Ostidentität zum Ausdruck, z.B. durch häufige Benutzung der Pronomen „wir“ und „unser“ (238, 239, 228, 232). Ein positiv konnotiertes Früher (242, 243) stellt sie dem bedrohlichen Jetzt entgegen, ein Jetzt, das von Kriminalität und Asozialität, Folgen der privaten Marktwirtschaft, geprägt ist, allen gehe es nur noch ums Geld (234, 241, 243, 250).

Nicht nur durch eingangs Genanntes unterscheidet sich dieser Text von den obigen. Betrachtet man das Erinnerungskonzept näher, so ist es geradezu ein gegensätzliches. Ging es in den anderen Texten, trotz ihrer unterschiedlichen Strukturen, darum, Kontinuität im Lebensentwurf zu gestalten, ist das hier nicht möglich gewesen. Eher liegt der Fokus des Textes auf dem Bruch zwischen Früher und Jetzt. Die Kluft konnte nicht durch Erinnerungsarbeit überbrückt werden. Gisela gelingt es nicht, „durch produktive Prozesse der Selektion und Interpretation neue, selbstrelevante Informationen an bestehende Gedächtnisbestände zu assimilieren“, das Gefühl der „biographischen Kontinuität“ (Neumann 2005:166) bleibt aus und ist ersetzt durch negative Gefühle von Trauer, Angst und Wut. Die Erfahrung der Auflösung der gewohnten und vertrauten und damit Geborgenheit vermittelnden Lebenszusammenhänge könnte psychologisch mit Trauma bezeichnet werden, das dazu führt, dass individuelle Erfahrungen aufgrund ihrer starken Emotionalität nicht verarbeitet und sinnstiftend aufbereitet werden können. Denn „die sinnstiftende Überbrückung der zeitlichen und damit auch kognitiv-emotionalen Diskrepanz, d.h. die plausibilisierende Anbindung seiner Vergangenheit an die gegenwärtige Situation des Erinnerungsabrufs“ (ebenda) bleibt aus. Die Konsequenz führt der Text deutlich vor Augen: Die Instabilität der Identität durch den Bruch in der Biographie, was der narrativen Form entspricht. Damit präsentiert diese Erzählstruktur kein homogenisierendes Bild, sondern der Ereigniszusammenhang wird aufgelöst in Fragmente. Dem entspricht das Textgenre, das im Gegensatz zur harmonisierenden Ich-Erzählung aus vielen bruchstückhaften Textfetzen besteht.

Auch dies korreliert mit den Absichten der Autorinnen, wollten sie doch gerade die Auflösung des Vertrauten betonen, „den ungewöhnlich gewordenen gewöhnlichen Alltag“. Damit sind Bruch, Instabilität der Identität und Diskontinuität der Erinnerung bereits im Vorfeld angelegt. Die Projektidee, ein

dreimonatiges Tagebuch während einer äußerst intensiven Phase der Wende zu schreiben („zwischen Währungsunion, Vereinigung der beiden deutschen Staaten und ersten gesamtdeutschen Wahlen“ (6)), ist bereits von der Planung her ein Projekt, das auf Diskontinuität ausgerichtet ist. Dem entspricht der Text sowohl in seiner narrativen Ausformung als auch der Titel *Unsere Haut* – eine verkürzte Form der Wendung „es geht um unsere Haut“, was existentielle Bedrohung auf den Plan ruft. Haut kann als Metapher für Identität und deren Schutzhülle verstanden werden. In diesem dritten Text wird also nicht die Ostfrau als starke und handelnde, als Akteurin ihres Lebens, thematisiert, sondern der einschlägige Wendeaspekt des Identitätsverlustes.

Die hier präsentierte Nahanalyse dreier Texte verdeutlicht, wie in Erinnerungstexten sowohl „identitätsstiftendes“ als auch „identitätszersetzendes“ Potential von Erinnerungen gestaltet werden kann. Die „Rhetorik des kollektiven Gedächtnisses“ manifestiert sich somit in verschiedenen Modi (Erl 2005:268). Gemeinsam ist den Texten, dass sie sich des „erfahrungshafter Modus“ bedienen. Sie sind „erfahrungsgesättigt“, d.h. die dargestellte Wirklichkeit entspricht der besonderen Lebenserfahrung einer Gruppe. Dieser Modus knüpft an alltägliche und sinnliche Erfahrung an und suggeriert Authentizität. Auch die typischen Ausdrucksformen, die Erl für diesen Modus nennt, lassen sich direkt auf die hier analysierten Texte beziehen: „[...] fingiertes mündliches Erzählen, Aufnahme alltagssprachlicher und gruppenspezifischer Ausdrücke, [...] die personal voice, Verfahren der Innenweltdarstellung“ (Erl 2005:268).

Darüber hinaus wird, vor allem in Ruths Erzählung ein „antagonistischer Modus“ sichtbar, da sie darauf abzielt, „bestehende Gedächtnisnarrative“, d.h. hier den Opfer- und Verliererinnendiskurs, „subversiv zu dekonstruieren“. Sie vermittelt Identität, Werte und Normen „bestimmter sozialer oder kultureller Formationen“, nämlich die der ehemaligen DDR, und desavouiert somit „die Sinnwelten anderer Gruppen und Nationen“ (Erl 2005:269), nämlich die der Westwelt, bzw. des westlichen feministischen Diskurses. Christine bedient sich dagegen eines „reflexiven Modus“. Sie nutzt den Text zur „erinnerungskulturellen Selbstbeobachtung“ und thematisiert einen Prozess (ebenda).

Abschließende Reflexionen

Meine Absicht war zu untersuchen, welchen fiktionalisierenden Prozessen Erinnerungstexte unterworfen sind und in welchen narrativen Strukturen diese zum Ausdruck kommen.

In der Analyse ist deutlich geworden, dass kontextuelle Faktoren von großem Einfluss sind. Diese lassen sich auf zwei Ebenen des diskursiven Umfelds unterscheiden. Die übergreifende Macro-Ebene bildet der Frauen-Diskurs der Wende, spezifiziert als feministischer Streitdiskurs, in dem verschiedene Emanzipationskonzepte aufeinander stoßen und zu Entfremdung und Aversion führen. Die Publikationen, die in diese Untersuchung eingehen, mischen sich in diesen Diskurs ein, indem sie Gegenbilder liefern und Korrekturen vornehmen wollen mit dem Ziel der Verständigung. Sie wollen „Gegen-Erinnerung in das

kollektive Gedächtnis einschreiben“ (Erll 2005:269). Dabei hat die Analyse der dominierenden Themenbereiche gezeigt, dass diese Gegenbilder zwar alle anstreben, eine starke, selbstbewusste, offensive Ostfrau zu zeigen, was jedoch mit unterschiedlichen, ja, gegenläufigen Strategien geschieht. Eine Mischung und Durchkreuzung von verschiedenen Diskursen wird deutlich, vor allem das Ineinandergreifen geschlechtlicher und nationaler Identitätspositionen. Übergreifend zeichnen sich die Texte (mit Ausnahme des Tagebuchtexts) durch einen starken Duktus der Dialogizität und Adressatenbewußtheit aus.

Dass diese Beiträge zum Frauendiskurs in Form von Erinnerungstexten erfolgen, muss darüber hinaus auch im Kontext des feministischen Diskurses in der DDR gesehen werden, der sich vor allem im Feld der Literatur entfalten konnte.

Die Micro-Ebene der kontextuellen Bezüge macht die direkte Beziehung zwischen Autorin und der Trägerin der kommunikativen Erinnerung, der Interviewten, aus. Hier geht es vor allem um explizite und implizite Einflussnahmen der Autorinnen, um die Interaktion zwischen Interviewerin und Interviewter. Explizit haben die Autorinnen ihr Vorhaben motiviert, sich selbst präsentiert und Auswahl und Hintergrund der Interviewten mehr oder weniger genau umrissen (vgl. Farhan 2011). Implizit haben sie das Interviewmaterial sortiert, selektiert und entsprechend ihren Intentionen konfiguriert und semantisiert. Der implizite Beitrag der oberflächlich gesehen passiven Interviewerin wurde vor allem durch die nahe Textanalyse deutlich, die die verschiedenen narrativen Strategien der Selbstinszenierung freilegte und sie mit den expliziten Absichten der Autorinnen in Beziehung setzte.

Die übergreifende und die nahe Textanalyse zeigen zusammengenommen, wie unterschiedlich Gedächtniskonzepte gestaltet sein können und wie zahlreich die Variationen der narrativen Möglichkeiten sind, d.h. wie komplex sich die Rhetorik des kulturellen Gedächtnisses manifestiert.

Literaturliste

- Basseler, Michael und Dorothee Birke (2005), „Mimesis des Erinnerns“, in Erll/Nünning 2005, 123-147.
- Berg-Peer, Janine und Dorotea Lieber (1994), „West-Ost-Briefwechsel“, in Rohnstock 1994, 159-174.
- Bourdieu, Pierre (1996), „Eine sanfte Gewalt“, in Dölling, Irene und Beate Kraus (Hrsg. 1996), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 218-230.
- Dölling, Irene u.a. (1992), *Unsere Haut*. Berlin: Dietz.
- Erll, Astrid (2005), „Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses“, in Erll/Nünning 2005, 249-276.
- Erll, Astrid und Ansgar Nünning (Hrsg. 2005), *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Farhan, Christine (2011), „Wendeerinnerungen“, *Moderna Språk*, 2011(2):54-76.

- Farhan, Christine (2012), „East German Women Going West: Family, Children and Partners in Life-Experience Literature“, in Carlbäck, Helene, Yulia Gradskova und Zhanna Kravchenko (Hrsg. 2012), *And They Lived Happily Ever After. Norma and Everyday Practices of Family and Parenthood in Russia and Central Europe*. Budapest: Central European University Press, 85-104.
- Fischer, Erica und Petra Lux (1990), *Ohne uns ist kein Staat zu machen. DDR-Frauen nach der Wende*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Gerber, Sofi (2011), *Öst är Väst men Väst är bäst. Östtysk identitetsformering i det förenade Tyskland*. Stockholm: Acta Universitatis Stockholmiensis.
- Griebner, Angelika und Scarlett Kleint (1995), *Starke Frauen kommen aus dem Osten. 13 Frauen, über die man spricht, sprechen über sich selbst*. Berlin: Argon.
- Jansen, Mechthild (1994), „Keineswegs nur westliche Dominanz. Zum Verhältnis der beiden Frauenbewegungen“, in Rohnstock 1994, 74-85.
- Meier, Uta (1994), „Die Allzuständigkeit der Frau für die Familienarbeit in Ost und West“, in Rohnstock 1994, 96-85.
- Metz-Göckel, Sigrid (1994), „Elisabeth – eine Maschinenbauingenieurin in der DDR“, in Rohnstock 1994, 61-73.
- Neumann, Birgit (2005), „Literatur, Erinnerung, Identität“, in Erl/Nünning 2005, 149-178.
- Rellin, Martina (2004), *Klar bin ich eine Ost-Frau! Frauen erzählen aus dem richtigen Leben*. Berlin: Rowohlt.
- Rohnstock, Katrin (Hrsg. 1994), *Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Rohnstock, Katrin (1994a), „Die verschwiegene Ost-Frau“, in Rohnstock 1994, 115-126.
- Szepansky, Gerda (1995), *Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.